

JÜRGEN KOCKA

Historische Sozialwissenschaft

Auslaufmodell oder Zukunftsvision?

Es ist ja nicht selbstverständlich - vielleicht sogar ein bißchen riskant - einen Historiker in die Ringvorlesung „Über die Notwendigkeit der Sozialwissenschaften“ einzuladen. Denn es ist, blickt man auf das 19. und die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts, gar nicht zu übersehen, daß sich die Geschichtswissenschaft und die Sozialwissenschaften als professionalisierte Disziplinen in Abgrenzung voneinander, teilweise in Konkurrenz zueinander, etablierten. Es hat immer Historiker gegeben, die nicht von der Notwendigkeit der „Sozialwissenschaften“ überzeugt waren. Und es gibt auch heute wieder viele Historiker, denen die Verbindung zu den Literaturwissenschaften wichtiger ist als der Blick auf die sozialwissenschaftlichen Nachbarn. Vielleicht ist die Distanz zwischen Historikern und Sozialwissenschaftlern in den letzten ein bis zwei Jahrzehnten sogar wieder gewachsen, nachdem von den fünfziger bis in die siebziger Jahre zunehmende Affinität das Verhältnis bestimmte. In einer Ringvorlesung über die „Notwendigkeit der Sozialwissenschaften“ ist ein Historikervortrag also nicht ganz berechenbar. Umso mehr bedanke ich mich für die Einladung.

Andererseits konnten die Veranstalter zu Recht davon ausgehen, daß sich das Risiko im Fall meiner Einladung in Grenzen hält. Ich wurde in den 60er Jahren wissenschaftlich sozialisiert, habe immer wieder im Überschneidungsbereich von Geschichtswissenschaft und Sozialwissenschaften gearbeitet, gehörte 1975 zu den Gründern und seitdem zu den Herausgebern von „Geschichte und Gesellschaft“, eines geschichtswis-

senschaftlichen Journals, das im Untertitel „Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft“ heißt, und ich verspreche mir als Historiker weiterhin viel von der engen Kooperation mit Sozialwissenschaftlern. Ich muß so persönlich anfangen, denn die Art, in der man über ein so großes, grundsätzliches Thema wie die „Notwendigkeit der Sozialwissenschaften“ oder die „Zukunft einer historischen Sozialwissenschaft“ spricht, hängt notwendigerweise sehr von den spezifischen Erfahrungen und Erwartungen des Vortragenden ab.

Ich spreche also aus der Perspektive eines Historikers, eines Neuzeithistorikers übrigens, jedoch mit einem leitenden Interesse an dem sich verändernden Verhältnis zwischen Geschichtswissenschaft und Sozialwissenschaften, und in der Hoffnung, damit indirekt auch etwas über Stand und Debatte der Sozialwissenschaften beitragen zu können. Im Grunde leitet das Interesse an gegenwärtigen Problemen und zukünftigen Optionen auch die kurzen wissenschaftsgeschichtlichen Rekonstruktionen an, mit denen ich jetzt beginne.

*

Es ist unübersehbar, daß sich sowohl die Geschichtswissenschaft als auch die einzelnen Sozialwissenschaften als professionalisierte Disziplinen in Abgrenzung voneinander etabliert haben. Bis auf einige herausragende Ausnahmen legten die Historiker Wert auf das, was sie von den Sozialwissenschaften unterschied: idiographische Methoden, narrative Darstellungsformen, die Betonung von Kontext und zeitlichem Wandel, die Konzeptualisierung historischer Phänomene als Individualitäten. Gleichzeitig etablierten die Soziologen, Ökonomen und Politikwissenschaftler ihre Disziplinen erfolgreich im Ab-rücken von historischen Ansätzen. Sie betonten behavioristische Ansätze, neo-klassische Theorien, Strukturfunktionalismus, Quantifizierung und nomothetische Verfahren. Durch Betonung der Differenzen etablierte man sich disziplinär in

einem Prozeß der Ausdifferenzierung, der sich im 19. und in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts beobachten läßt.

Es hat immer Ausnahmegestalten und Minderheitsströmungen gegeben, die den breiter werdenden Graben zwischen der Geschichtswissenschaft und den Sozialwissenschaften überbrückten. Man denke nur an Max Weber, Norbert Elias oder Reinhard Bendix auf der einen Seite, an das Programm der „Annals“ auf der anderen. Die Innovation der *area studies*, die Faszination durch Quantifizierung mit Hilfe der neuen Rechenmaschinen und zunehmende Offenheit für intellektuelle Experimente brachten ein paar Historiker und Sozialwissenschaftler, besonders in den Vereinigten Staaten, schon in den 50er Jahren in enge Kooperation.

Doch erst in den 60er und 70er Jahren wurde aus dem Wunsch nach enger Zusammenarbeit und bisweilen gar nach einer Verschmelzung von (Teilen der) Geschichtswissenschaft und (Teilen der) Sozialwissenschaften etwas mehr als ein Randphänomen. Es war eine besondere intellektuelle Atmosphäre, die das ermöglichte: eine allgemeine Stimmung der Kritik an hergebrachten Traditionen, das Vertrauen in die Planbarkeit intellektuellen Fortschritts, und dies vor dem Hintergrund einer institutionellen Expansion im Universitätssystem, die besonders für die Jüngeren neue Möglichkeiten eröffnete.

In der Geschichtswissenschaft machte sich die Überzeugung breit, daß das hergebrachte Profil der Disziplin den modernen Erfordernissen nicht mehr völlig entspräche. Seit langem hatten Historiker vergangene Politik gründlicher erforscht als die sozialen und ökonomische Prozesse der Vergangenheit. Das sollte nachgeholt werden. Herkömmlicherweise waren Historiker besser für die Rekonstruktion von Motiven, Handlungen und Ereignissen als für die Analyse anonymer Prozesse und Strukturen langfristigen Wandels gerüstet. Das sollte sich ändern. Eine Erweiterung des Spektrums historischer Forschung wurde verlangt. Man betonte die Notwendigkeit von mehr Wirtschafts- und Sozialgeschichte, per se aber zugleich als

Schlüssel zum Verständnis der allgemeinen Geschichte. Überindividuelle Strukturen und Prozesse schienen geschichtsmächtig, doch wenig erforscht zu sein. Fundamentale Veränderungen der Disziplin wurden verlangt und verteidigt, und für all das erhofften traditionskritische Historiker den Beistand der benachbarten Sozialwissenschaften.

In der Tat: Für die Untersuchung von ökonomischem Wandel, Bevölkerungswachstum, sozialer Ungleichheit und Mobilität, für die Analyse der Einstellungen und des Verhaltens von Massen, für das bessere Verständnis des sozialen Protests und des Wahlverhaltens ebenso wie anderer Dimensionen der Vergangenheit „unterhalb“ oder „jenseits“ der Handlungen, Institutionen, Ereignisse und Ideen hatten die Sozialwissenschaften einiges anzubieten, was die Historiker nicht besaßen: von quantitativen Methoden und analytischen Begriffen wie „Klasse“, „Rollenerwartung“ oder „Statusdiskrepanz“ bis zu Modellen und Theorien des sozialen Wandels. Einige Historiker hatten begonnen, Massendaten auszuwerten - Heiratsregister, Wahlergebnisse, Steuerunterlagen und ähnliches. Für sie stellte sich die Wende zu den Sozialwissenschaften als unbedingt erforderlich dar.

Manchmal ging der Wunsch nach Veränderung in der historischen Disziplin Hand in Hand mit Gesellschafts- und Kulturkritik in liberaler, radikaler oder marxistischer Sprache. Aus der Sicht dieser Kritiker hatte die vorangegangene Generation von Historikern das Funktionieren der Institutionen und den Konsens überbetont. Unterschätzt dagegen habe sie die Bedeutung von Konflikt und Ungleichheit vor allem zwischen den Klassen. Die Kritik an hergebrachten Paradigmen der Geschichtswissenschaft konnte sich mit der Kritik an etablierten Autoritäten innerhalb und außerhalb der Profession verbinden. In Deutschland erhielt die verbreitete Traditionskritik durch die Auseinandersetzung mit der historischen Katastrophe der nationalsozialistischen Zeit besondere Schärfe. Gesellschafts-,

Traditions- und Fachkritik verschmolzen nicht selten und förderten die Annäherung einiger Historiker an die Sozialwissenschaften. Der Gebrauch analytischer Konzepte und theoretischer Ansätze konnte ja selbst schon Ausdruck der Opposition gegen das herrschende, „historistische“ Paradigma sein, das bekanntlich auf hermeneutische Ansätze und quellennahe Sprache Wert legte. Eine Geschichtswissenschaft „jenseits des Historismus“ wurde angestrebt, und dazu bot sich die Kooperation mit den Sozialwissenschaften an. Darüber hinaus konnten einige sozialwissenschaftliche Traditionen, besonders marxistischer Prägung, spezifische gedankliche Ressourcen bereitstellen, um eine „kritische“ Geschichtswissenschaft oder besser eine kritische historische Sozialwissenschaft zu entwickeln. Mit Hilfe von modernisierungstheoretischen Annahmen wurde die Sonderweg-Interpretation der deutschen Geschichte begrifflich abgesichert: eine kritische Interpretation der modernen deutschen Geschichte im Vergleich zum Westen, eine Sicht, in der das Bemühen um die Erklärung der nationalsozialistischen Katastrophe zentral war.

Das war eine merkwürdige, auch aus der Rückschau sehr überzeugende Mischung aus disziplininternen, paradigmatischen Änderungen, einem neu definierten Praxisbezug und einer disziplinüberschreitenden Hinwendung zu Teilen der benachbarten Sozialwissenschaften als Bündnispartner. In anderen Ländern stellte sich übrigens vieles anders dar. In den USA waren historistische Traditionen in der Geschichtswissenschaft weniger ausgeprägt, es bestand vielleicht weniger Revisionsbedarf; und in den Sozialwissenschaften waren die gesellschaftskritischen Denktraditionen weniger stark. In Frankreich finden sich Parallelen zu Deutschland, vor allem im Umkreis der „Annales“, doch zeitlich vorausgehend und unter anderen politischen und fachspezifischen Bedingungen.

Soviel zu den Motiven und Funktionen der geschichtswissenschaftlichen Hinwendung zu den Sozialwissenschaften. Es gab gleichzeitig, international, Sozialwissenschaftler, die ihr Inter-

esse der Geschichte zuwandten. Auch dabei konnte Unzufriedenheit mit dem eigenen Fach eine Rolle spielen. Man denke an die linke sozialwissenschaftliche Kritik am „a-historischen“, selbstzufriedenen Strukturfunktionalismus, an die Polemik gegen die damit gegebene Vernachlässigung von Ungleichheit, Konflikt und Wandel, an die sich dagegen stemmenden Historisierungsversuche, wie wir sie in den damaligen Dependencia-Ansätzen oder in Immanuel Wallerstein's World System-Theorie finden. Häufiger jedoch resultierten die Vorstöße von Sozialwissenschaftlern in die Geschichte aus gestiegenem Selbstbewußtsein, aus den unbezweifelbaren Erfolgen und auch aus dem Wachstum von Soziologie, Politikwissenschaft und Ökonomie. Beispiele dafür sind die nationalökonomisch geprägte, amerikanische New Economic History der sechziger Jahre, die Historische Demographie oder auch historische Wahlstudien von Politikwissenschaftlern. Schließlich wirkten ältere marxistische und weberianische Traditionen weiter und regten einzelne Sozialwissenschaftler wie Barrington Moore, Reinhard Bendix, Ralf Dahrendorf, Raymond Aron und Rainer Lepsius zu großen historisch-sozialwissenschaftlichen Entwürfen an.

So wirkten Anstöße aus beiden Richtungen und trieben eine vielgestaltige Bewegung voran, in Richtung engerer Zusammenarbeit und Überschneidung zwischen Teilen der Geschichte und Teilen der Sozialwissenschaften. Um 1970 erreichte die Produktion programmatischer Artikel und Sammelbände über „Geschichte und Soziologie“ ihren Höhepunkt. Wichtige neue Zeitschriften erschienen erstmals in den 70er Jahren, wie etwa „Social Science History“, „Journal of Interdisciplinary History“ und „Geschichte und Gesellschaft“. Außerdem gab es ältere Zeitschriften wie „Past and Present“ in England und „Annales“ in Frankreich, die sich zu wichtigen Stätten eines engen Austausches (wenn auch nicht wirklicher Verschmelzung) zwischen Geschichts- und Sozialwissenschaften entwickelten. Es wäre interessant, hier über die nationalen Un-

terschiede zu sprechen, über die verschiedenen Wege, auf denen sich Geschichte und Sozialwissenschaften trafen, über die führenden Köpfe auf diesem Gebiet wie etwa Fernand Braudel, Charles Tilly und Hans-Ulrich Wehler, oder über die verschiedenen Zirkel und Organisationen. Doch das ist jetzt weder möglich noch nötig.

Es muß reichen, darauf hinzuweisen, daß die Wende zu einer engeren Zusammenarbeit zwischen Geschichte und Sozialwissenschaften immer ein Minderheitenphänomen geblieben ist. Doch das Überschreiten der Grenzen fand statt: zwischen Geschichte und Ökonomie in der „New Economic History“ der 60er und 70er Jahre, zwischen Geschichte und Soziologie in der „Social Science History Association“ (seit 1974) und zwischen Geschichte und Politikwissenschaft im „New Institutionalism“ der 70er Jahre, um nur einige Beispiele aus dem amerikanischen Kontext zu nennen. Obwohl große Teile der beteiligten Disziplinen von diesem Trend unbeeinflusst blieben, und obwohl dieser Weg zur Kooperation und Integration der Disziplinen kurz vor einer wirklichen Amalgamierung Halt machte, gab es in den 70er Jahren Momente, in denen einflußreiche Historiker und Sozialwissenschaftler die Differenzen zwischen ihren Disziplinen dahinschwinden sahen und die Entstehung einer umfassenden „Historischen Sozialwissenschaft“ nicht nur erwarteten, sondern auch begrüßten, so z. B. Hans-Ulrich Wehler in Deutschland, Le Roy Ladurie in Frankreich oder Anthony Giddens in England. Dieser schrieb 1979: „There simply are no logical or even methodological distinctions between the social sciences and history appropriately conceived.“

Lassen Sie mich noch einmal zusammenfassen und zuspitzen, was diese im Zeichen der Annäherung von Geschichte und Sozialwissenschaften stehende Umorientierung der 60er und 70er Jahre für die Geschichtswissenschaft bedeutete.

Einerseits fand eine sozialgeschichtliche Umorientierung statt. Während früher der historische Zusammenhang eher als Zusammenhang der Staaten, der Herrschaft und der Politik, oder aber als geistes- und ideengeschichtlicher Zusammenhang gedacht worden war, wurde er nun immer häufiger als „Gesellschaft“ gefaßt, als sich wandelnder, in sich differenzierter und integrierter, ökonomisch-sozial-politischer Zusammenhang von Ressourcen und Interessen, von Handlungen, Prozessen und Strukturen, von Ungleichheit, Macht und Konflikt (bei verschiedenen Autoren in sehr verschiedener Art und Weise).

Andererseits fand eine strukturgeschichtliche Akzentverschiebung statt. Die Historiker vernachlässigten zwar die traditionelle, in ihrem Fach immer schon wichtige hermeneutische Rekonstruktion vergangener Absichten, Handlungen und Erfahrungen nicht; rein strukturalistische Arbeiten blieben die Ausnahme. Aber mehr und mehr Historiker ergänzten und transzendierten nun die hermeneutische Frage durch die Frage nach den Bedingungen und Konsequenzen von Intentionen, Handlungen und Erfahrungen, die den Handelnden und Betroffenen der Vergangenheit nicht bewußt und zugänglich gewesen sein mögen. In anderen Worten: Man wendete sich verstärkt den lange eher vernachlässigten Prozessen und Strukturen zu.

Schließlich und vor allem fand so etwas wie eine analytische Wende statt. Das hieß nicht, daß die Geschichtswissenschaft zu einer *science* wurde, die möglichst quantifizierend und nach den Grundsätzen einer nomologisch orientierten Einheitswissenschaftslehre verfahren wäre. Dies war besonders in Deutschland niemals der Fall, hier war der Sinn für die Grenzen der Quantifizierung und für die großen Kosten der Variablen-Isolierung immer sehr ausgeprägt.

Analytische Wende hieß vielmehr, daß Historiker nun eindeutiger dazu tendierten, ihre Forschung und ihre Arbeiten begrifflich zu strukturieren, indem sie klare und explizite Fragen im

Anschluß an generellere theoretische Debatten stellten. Sie begannen, ihre zentralen Begriffe zu definieren und zu reflektieren. Sie benutzten typologische und vergleichende Ansätze ebenso wie ein breites Spektrum anderer Methoden. Man stellte kausale Fragen. Und um sie zu beantworten, verwendete man Theorien, die die aus den Quellen stammenden Informationen ordneten, aber selbst nicht aus den Quellen stammten. Die Historiker verabschiedeten sich von traditionellen Formen der Erzählung. Ihre Form der Kommunikation, sowohl unter sich als auch gegenüber der Öffentlichkeit, wurde argumentativer und konzeptueller, explizit abwägend und selbst-reflexiv. Der außerwissenschaftliche Bezug von Wissenschaft wurden ernstgenommen, „Relevanz“ reklamiert und „Praxisbezug“ bejaht, die eigene Wissenschaft als Teil gesellschaftlich-politischer Aufklärung verstanden. Man betrieb Geschichte, um aus ihr zu lernen und wohl auch, um sich aus ihr zu befreien.

Es ist leicht zu sehen, daß die drei genannten Dimensionen des disziplinären, manche sagen: des paradigmatischen Wandels jener Jahrzehnte - die sozialgeschichtliche, die strukturge-schichtliche und die analytische Wende der 60er und 70er Jahre - miteinander verknüpft waren, mit einer spezifischen gesellschaftlich-kulturellen Großwetterlage zusammenhingen und die Zusammenarbeit mit den Sozialwissenschaften nahelegten oder gar voraussetzten. Das Programm der „Historischen Sozialwissenschaft“ war ein Produkt dieser Veränderungen. Geschichte als Historische Sozialwissenschaft blieb zwar immer das Projekt einer Minderheit. Doch einige ihrer Elemente gewannen Einfluß auf die Profession als ganze.

*

Bei dieser Skizze muß ich es belassen und rasch zum zweiten Teil meines Vortrags kommen. Der skizzierte Wandel war primär ein Ergebnis der 60er, der 70er und der frühen 80er Jahre. Was geschah in den letzten anderthalb Jahrzehnten?

Sicherlich setzt sich vieles bis heute fort. Was in den 60er und 70er Jahren ausprobiert und angestoßen wurde, trägt häufig erst heute Früchte.

Andererseits hat sich der Wind gedreht. Oder, besser, er weht jetzt aus verschiedenen Himmelsrichtungen zugleich. Zum Teil bläst er der Historischen Sozialwissenschaft frontal ins Gesicht. In anderer Hinsicht hat er neue Schneisen geöffnet, den Blick freigegeben auf neue, in den 60er und 70er Jahren noch nicht gesehene Möglichkeiten. Die Historische Sozialwissenschaft hatte und hat sich mit sehr grundsätzlicher Kritik auseinandersetzen. Sie verändert sich ständig, teils durch die Konfrontation mit neuen Angeboten und Herausforderungen von außen, teils aufgrund ihrer inneren Dynamik.

Dabei waren und sind einige Debatten zentral: die Diskussion um das Verhältnis von Sozial- und Frauen- bzw. Geschlechtergeschichte seit den späten der 70er Jahren, der Streit zwischen Strukturgeschichte und Alltagsgeschichte in den 80er Jahren, die Herausforderung durch den *linguistic turn*, die anhaltenden Grundsatzdebatten über Gesellschaft und Kultur, *structure* und *agency*, Sozial- und Kulturgeschichte, die seit einigen Jahren in vielen Schattierungen geführt werden. Entscheidende Anstöße, beispielsweise in den Schriften von E. P. Thompson, Raymond Williams und Clifford Geertz, auch von Foucault und Berida, sind teilweise viel älter, doch erst im sich ändernden Klima der 80er und 90er Jahre gewannen sie in der Praxis der Geschichtswissenschaft gewisse Breitenwirkung, wobei die Entwicklung in Deutschland zwar Teil eines internationalen Vorgangs war, aber später begann und bisher sanfter verlief als beispielsweise in den USA. Es ergaben sich Veränderungen, Herausforderungen und offene Fragen, die ich jetzt in vier Punkten zusammenfasse, bevor ich darauf eingehe, was daraus für das Verhältnis von Geschichtswissenschaft und Sozialwissenschaften folgt.

1. In der Formationsphase der Historischen Sozialwissenschaft wurden häufig sozialökonomische Erklärungsmuster privilegiert, sei es unter marxistischem Einfluß, sei es im Rahmen modernisierungshistorischer Ansätze, sei es in anderer Weise. Nicht zufällig waren „Kapitalismus“ und „Industrialisierung“ zentrale Gegenstände, „Klasse“ und „Interesse“ zentrale Kategorien der im übrigen vielgestaltigen Historischen Sozialwissenschaft. Die letzten zwei Jahrzehnte haben eine Relativierung sozialökonomischer Ansätze gebracht, parallel zum Bedeutungsverlust des Marxismus, der intellektuell bekanntlich längst vor 1989/90 seine Leuchtkraft verloren und sie seitdem nicht zurückgewonnen hat. Die Relativierung sozialökonomischer Erklärungsmuster innerhalb der Historischen Sozialwissenschaft zeigt sich in vielen Formen; ich nenne nur zwei.

In intensiven Auseinandersetzungen haben vor allem Vertreterinnen der Frauen- und Geschlechtergeschichte die Sensibilität für die Bedeutung von *gender* als einer zentralen Dimension sozialer Ungleichheit und kollektiver (wie individueller) Identitätsbildung durchgesetzt und damit auch die Praxis der Historischen Sozialwissenschaft differenzierter und komplexer gemacht, ohne notwendigerweise ihren Rahmen zu sprengen. Anders ausgedrückt, neue geschlechtergeschichtliche Fragen lassen sich im Rahmen der Historischen Sozialwissenschaft bearbeiten; diese ändert sich damit. Die Beziehungen zwischen Klasse, Geschlecht und - häufig - ethnischer Zugehörigkeit stellen aber weiterhin ein nicht voll gelöstes Problem dar, das innerhalb der Historischen Sozialwissenschaft bearbeitet wird.

Zum anderen ist auf die Karriere des Kulturbegriffs und die Herausforderungen der neuen Kulturgeschichte zu verweisen, die hierzulande in den 80er und 90er Jahren Fuß faßte. Die Praktiker und Befürworter einer neuen Kulturgeschichte stimmen, bei extremer Vielfalt im übrigen, in ihrer

Kritik an der Historischen Sozialwissenschaft überein: Diese habe die Produktion von Bedeutungen, die Prozesse der Sinngebung, kulturelle Praktiken und Hervorbringungen, überhaupt die symbolischen Aspekte der historischen Realität insgesamt unterschätzt und damit Dimensionen der Geschichte vernachlässigt, die mit allen anderen Dimensionen eng verwoben und immer vorhanden sind, wenn Menschen zu anderen Menschen und zu der sie umgebenden Welt in Beziehung treten. Diese Kritik erwies sich als nicht unberechtigt. Das Programm der Historischen Sozialwissenschaft war ja aus der Distanzierung von einer älteren historiographischen Tradition entstanden, die ihrerseits die Kategorien „Bedeutung“, „Intention“ und „Handlung“ übermäßig privilegiert hatte - auf Kosten materieller Verhältnisse, sozialer Beziehungen und der Probleme von Ungleichheit, Macht und Abhängigkeit. Für die Erfinder der Historischen Sozialwissenschaft schien es vordringlich, dieser Unausgewogenheit entgegenzutreten und sie abzubauen. Dabei aber dürften neue Ungleichgewichte entstanden sein, diesmal zu Lasten der kulturellen Dimension. Innerhalb der Historischen Sozialwissenschaft hat man darauf reagiert. In den 80er Jahren, teilweise schon früher, wurden beispielsweise kulturgeschichtliche Dimensionen des Klassenbildungsprozesses - Stichwort „Arbeiterkultur“ - und die bürgerliche Kultur des 19. Jahrhunderts als Kern der Sozialformation Bürgertum ausgiebig untersucht. In den 90er Jahren wurden Anregungen der französischen, englischen und amerikanischen Kulturgeschichte verstärkt aufgenommen, ebenso seitens der Kulturanthropologie und von Klassikern wie Simmel, Troeltsch, Elias und - auch hier - Max Weber. Damit stellen sich jedoch bis jetzt nicht voll gelöste theoretische Fragen. Es ist notwendig, den Gesellschaftsbegriff präziser zu fassen, und zwar so, daß er Kultur - und nicht nur deren institutionelle Grundlagen - einbezieht und zu ihrem Recht kommen läßt. U. a. darüber geht

die Debatte, zuletzt in einem interessanten und weiterführenden Artikel von Thomas Welskopp in der Zeitschrift „Geschichte und Gesellschaft“ (24. Jg., April-Juni 1998, S. 173-198).

2. Von der Debatte über das Verhältnis von Gesellschaft und Kultur ist ein zweiter Diskurs scharf zu unterscheiden. Ich meine die Debatte über *structure* und *agency*, über Verhältnisse und Subjektivierung. Bei uns kam dies vor allem durch die Herausforderung der „Alltagsgeschichte“ in den 80er Jahren auf die Tagesordnung. Alltagshistoriker empfanden die Historische Sozialwissenschaft als übermäßig strukturalistisch und bestanden darauf, die subjektiven Seiten der Geschichte zu untersuchen: wie die Menschen der Vergangenheit ihre Welt wahrnahmen, erlebten, erlitten, verstanden und - oft auch - veränderten. Dazu empfahlen sie den mikrohistorischen Zugang, die Konzentration auf die Untersuchung kleiner, überschaubarer Räume in all ihrer Komplexität. Andere Anstöße kamen hinzu, so die der Biographie- und Lebenslaufforschung. Oral History gewann für die Zeitgeschichte an Boden, vor allem als Methode zur Erschließung von Subjektivität. Deren Spuren sucht man aber auch durch die Rekonstruktion von Gefühlen, auch in der Geschichte der Sinne, des Hörens, des Betrachtens, des Riechens zu entschlüsseln. Die Hinwendung zum Subjektiven reicht in ihren Wirkungen jedoch weiter, bis in das methodische Klima hinein. Historiker beschäftigen sich beispielsweise heute nicht mehr nur mit Traditionen, sondern auch und gerade mit deren „Erfindung“ (Hobsbawm/Ranger). Sie beschäftigen sich nicht mehr nur mit den sozialhistorischen und ethnischen Gliederungen einer Erwerbsbevölkerung, sondern mit den Prozessen, in denen diese sozialökonomischen und ethnischen Gliederungen als Kategorien geschaffen wurden, im Bewußtsein und in der Praxis der Zeitgenossen, durch die Statistischen Ämter der Zeit, durch den Diskurs der Sozialwissenschaftler. Eine

konstruktivistische, anti-objektivistische Akzentverschiebung findet statt, die Historikern eigentlich sympathisch sein muß, aber in der Formationsperiode der Historischen Sozialwissenschaft ganz am Rande stand.

Diese änderte sich. Ihre Reflexivität nahm zu, ihre Bereitschaft zur Rückwendung auf die eigenen Kategorien wuchs. Zunehmend erkannte sie an, daß eine umfassende Rekonstruktion der Vergangenheit nicht gelingen kann, ohne den Wahrnehmungen und Handlungen der Menschen Aufmerksamkeit zu zollen. Zum Beispiel kann es nur ein erster Schritt sein, Muster der sozialen Mobilität zu messen und zu beschreiben; dies gibt noch keine Antwort auf die Frage, wie die Menschen Aufstiege, Abstiege oder Persistenz erlebten und bewerteten und wie sie darauf reagierten. Beides aber will man wissen, wenn man die Geschichte der sozialen Mobilität untersucht. Im Ergebnis ist man auch in der Historischen Sozialwissenschaft gegenüber subjektiven Faktoren sensibler geworden. Man versucht mit unterschiedlichem Erfolg, Prozesse und Erfahrungen, Strukturen und Handlungen miteinander zu verknüpfen. Weiterhin liegt darin eine große Herausforderung für die empirische Praxis wie für die theoretische Debatte.

3. Das anschwellende Interesse an Kultur und die Hinwendung zum Subjektiven in der Geschichte hatten methodische Konsequenzen oder gehen, besser gesagt, mit Veränderungen der Methoden und Darstellungsformen Hand in Hand.

Es entwickelte sich eine neue Wertschätzung hermeneutischer und interpretativer Ansätze, bei der Rekonstruktion von Bedeutung und Sinn, manchmal auf Kosten und zum Nachteil von Erklärung, Analyse und Theorieorientierung. Vorbereitet durch wichtige Arbeiten aus den 70er Jahren oder noch früher, fand diese „interpretative Wende“ (Clifford Geertz) vor allem in den 80er Jahren statt und ist bis heute einflußreich geblieben. Sie baut, besonders in

Deutschland, auf älteren Traditionen der Geschichtswissenschaft auf, für die interpretierende Verfahren seit Ranke und Droysen zentral sind.

Ich erwähnte schon die konstruktivistische Umakzentuierung: von der Tradition zur Erfindung der Tradition, von der Nation als Realzusammenhang zur Nation als gedachter und stilisierter Gemeinschaft, vom bevölkerungsgeschichtlichen Interesse an ethnischen Unterschieden im Reproduktions- und Wanderungsverhalten hin zur Frage nach der Konstruktion der ethnischen Kategorien. Selbst die Natur wird aus solchen Gesichtspunkten als historisches Produkt vorgestellt, nicht nur im Sinn kulturell geformter Landschaft, sondern als Projektionsfläche menschlicher Erinnerung.

Daß damit das Interesse an Kategorien, Begriffen und Sprache insgesamt zunimmt, liegt auf der Hand. Begriffsgeschichte ist in vielen Varianten „in“, ist weiterhin vielversprechend, besonders als Teil der Untersuchung von Praxis. Sprache und Rhetorik, Diskurse und Texte rücken wieder ins Zentrum des Historiker-Interesses. Das war ja auch früher so, vor der historisch-sozialwissenschaftlichen Wende der 60er und 70er Jahre. Aber jetzt verbindet sich die Rückkehr zum Text bisweilen mit dekonstruktivistischen Interessen und mit neuen Methoden der Text- und Bedeutungsinterpretation, mit Anregungen aus der Linguistik und der Semiotik. Mit dem *linguistic turn* ist die moderne Literatur- und Sprachwissenschaft für einen Teil der Historie interessanter geworden.

Auch die Argumentations- und Darstellungsformen verändern sich. Seit Jahren findet eine Hinwendung zu narrativen Strategien statt, teilweise als Rückkehr zu dem, was vor der historisch-sozialwissenschaftlichen Wende dominierte, teilweise - und dies ist interessanter - auf der Suche nach neuen Formen. Man bemüht sich, Plausibilität jenseits strenger Kausalität zu erzeugen, mit Hilfe von Anspielun-

gen, Analogien und Überblendungen. Die Historiker studieren nicht nur Metaphern, sie benutzen sie auch in präzedenzloser Häufigkeit. Nehmen Sie, als eines von vielen Beispielen, die Titel der Bücher von Alain Corbin, wie sie ins Deutsche übersetzt wurden: „Pesthauch und Blütenduft. Eine Geschichte des Geruchs“, so noch relativ nüchtern 1984. Dann: „Meereslust. Das Abendland und die Entdeckung der Küste“ (1990) und „Die Sprache der Glocken. Ländliche Gefühlskultur und symbolische Ordnung im Frankreich des 19. Jahrhunderts“ (1995), schließlich die Aufsatzsammlung: „Wunde Sinne. Über die Begierde, den Schrecken und die Ordnung der Zeit im 19. Jahrhundert“. Die Grenzen zwischen geschichtswissenschaftlichen Texten und fiktionaler Literatur verschwimmen bisweilen, praktisch z. B. bei Simon Schama und theoretisch begründet bei Hayden White. Der Einfluß der Medien macht sich bemerkbar, die Rhetorik und die Ästhetik der Texte ändern sich, Bilder werden wichtiger, es geht um Geschichte im Zeitalter zunehmender Visualisierung. Wir sind insofern weit von der argumentativen Wende entfernt, wie sie für die Formationsperiode der Historischen Sozialwissenschaft geschildert wurde.

4. Ich könnte und müßte andere Herausforderungen diskutieren, mit denen sich die Historische Sozialwissenschaft und möglicherweise die Sozialwissenschaften insgesamt konfrontiert sehen und die man in der Regel in der Rubrik „postmodern“ diskutiert. Ich denke etwa an Extremvarianten des *linguistic turn*, die die Welt im Text aufgehen lassen, keine historische Wirklichkeit jenseits von Texten und Sprachen als gegeben und/oder erkennbar erachten und die der Sprache ihre kommunikative und regelproduzierenden Funktion konzедieren, ihre referentielle Qualität aber absprechen. „Out there“ ist nichts.

Man denke an die extrem relativistischen Folgen, die - auf dem Hintergrund multikultureller Erfahrungen und oft in

enger Verbindung zu „cultural studies“ - aus dieser linguistischen Wende gezogen werden: jeder Gruppe, jedem Klan, jedem Einzelnen seine oder ihre eigene Geschichte, ohne Beziehung zueinander, prinzipiell gleichberechtigt und ohne Aussicht auf Überprüfung von Stimmigkeit, Angemessenheit oder Wahrheit.

Ich denke an den programmatischen Verzicht auf Zusammenhangserkenntnis als langweilig, doktrinär oder unmöglich. Auch dies führt zur Fragmentierung der Geschichte, zur Auflösung der Geschichte in Geschichten, also zur Umkehrung der frühneuzeitlichen Begriffsbildung, in der „Geschichte“ als Kollektivsingular entstand. All dies steht den Grundprinzipien Historischer Sozialwissenschaft scharf entgegen - ich komme darauf zurück -, alles in allem, ein sehr bemerkbarer, sich beschleunigender Wandel mit offenem Ende, mit den Krisen und Stimmungen der Zeit, dem „Zeitgeist“, vielfältig verbunden.

Manche dieser Veränderungen geschahen innerhalb und in Verbindung mit der Historischen Sozialwissenschaft, die sich entsprechend veränderte, erweiterte, bereicherte, komplizierte und differenzierte - bis hin zur Gefahr, die scharfe Abgrenzung nach außen zu verlieren. Oder ist dies mehr eine Chance als eine Gefahr? Jedenfalls kann man der Historischen Sozialwissenschaft heute kaum sozialökonomischen Dogmatismus oder strukturalistischen Reduktionismus vorwerfen. Im Gegenteil, sie hat sich weit geöffnet gegenüber neuen Fragen, Themen und Sichtweisen, ohne Sorge um ihre scharfe Kontur.

Viele der geschilderten Wandlungen liefen außerhalb der Historischen Sozialwissenschaft ab. Das Feld der Geschichte ist noch einmal weiter, bunter, undefinierbarer geworden - eine Gleichung mit zu vielen Variablen, um noch aufgehen zu können, wie es der amerikanische Kulturhistoriker Peter Jelavich formuliert hat. Weniger als je ist Geschichtswissenschaft mit Historischer Sozialwissenschaft identisch.

Einige der geschilderten Veränderungen entwickelten sich und verstehen sich als Widerspruch und Gegenzug zum Paradigma einer analytisch orientierten Geschichtsschreibung im Sinne der Historischen Sozialwissenschaft, wie sie in den 60er und 70er Jahren entwickelt wurde. Durch die erneute Betonung hermeneutischer Interpretation, narrativer Argumentation und des literarischen Charakters ihrer Tätigkeit haben viele Historiker die Trennlinie zwischen sich und den Sozialwissenschaftlern wieder schärfer gezogen, jedenfalls gegenüber den „härteren“ Sozialwissenschaften wie Ökonomie, Soziologie und Politikwissenschaft.

Doch muß rasch hinzugefügt werden, daß Historiker, die solche interpretativen, hermeneutischen, narrativen und/oder linguistischen Wenden propagieren und praktizieren, ihre Ideen und Ansätze ebenfalls oft mit Forschern der benachbarten Sozialwissenschaften teilen, nämlich mit solchen, die in den letzten Jahren ebenfalls kulturalistische oder interpretative Präferenzen und Ziele entwickelt haben, besonders mit Sozialanthropologen und Kultursoziologen. Einflüsse dieser Disziplinen, insbesondere der Anthropologie waren von Anfang an wesentlich für die Entwicklung jener poststrukturalistischen Richtungen innerhalb der Geschichtswissenschaft. Während ältere Formen der Zusammenarbeit und des Austausches zwischen der Geschichte und den benachbarten Sozialwissenschaften in Frage gestellt wurden, sind neue aufgetaucht, allerdings weniger auf analytischem als vielmehr auf hermeneutischem Boden. In diesen Bündnissen könnte die Geschichte für die kooperierenden Sozialwissenschaftler sogar an Wichtigkeit gewonnen haben. In den 60er und 70er Jahren wollten Historiker enger mit Politikwissenschaftlern und Vertretern einer historischen Soziologie zusammenarbeiten. In den 80er und 90er Jahren werden Anthropologen und Kultursoziologen als Verbündete und Partner bevorzugt, zusammen mit Literaturwissenschaftlern und Vertretern von „cultural studies“. Viele der neuen Themen - von den Geschlechterbeziehungen über

den Körper und die Sinne bis hin zur Gewalt und der Kultur des Marktes - verweisen auf neue überdisziplinäre Vernetzungen, andere als die der 60er und 70er Jahre, aber nicht auf die Rückkehr zur Disziplinarität. Wieder scheint es, daß die disziplinüberschreitende Kooperation nicht nur neue Einfälle und überraschende Innovationen hervorbringt, sondern auch fachübergreifende Bündnisse, die zur praktischen Kritik am mainstream der eigenen Disziplin verwendet werden können.

*

Was folgt für die Zukunft? Ich verzichte auf Voraussagen. Vielmehr nenne ich, was aus meiner Sicht wünschenswert und notwendig erscheint, in drei abschließenden Argumentationsschritten: Bewahrung, Veränderung, Perspektiven.

Es war die spezifische historische Konstellation der 50er bis 70er Jahre, die Geschichte als Historische Sozialwissenschaft hervorbrachte. Die sozialwissenschaftliche Einfärbung der Geschichtswissenschaft war auf das Engste mit dem Versuch und mit der Möglichkeit verbunden, Geschichte als Aufklärung zu betreiben und aus Geschichte zu lernen. Mittlerweile erwartet man von der Geschichte viel stärker auch Anderes: Aneignung von Vergangenheit, Erinnerung, Gewährleistung und Verbürgung von Identität, bisweilen auch Unterhaltung. Mit dieser Verschiebung der Erwartungen an die Geschichte hängen die Wandlungen zusammen, die ich in bezug auf die Erforschung und Darstellung der Geschichte skizziert habe. Ich bestreite nicht die Legitimität dieser Funktionen, plädiere aber dafür, an Geschichte als Aufklärung gleichzeitig festzuhalten: als Ressource für nützlich Wissen, im Interesse an rationaler Verständigung zwischen partikularen Identitäten, als Reservoir von Möglichkeitsbewußtsein, als Basis von Kritik. Von diesen - wünschenswerten - Funktionen der Geschichte her läßt sich für die Verteidigung ihrer sozialwissenschaftlichen Einfärbung plädieren, in dreifacher Hinsicht:

- für die Aufrechterhaltung methodischer Überprüfungs-, Argumentations- und Darstellungsformen, in klarer Abgrenzung zur Fiktionalität, im Unterschied zum rein literarischen Produkt und in Abwehr postmoderner Beliebigkeit;
- gegen die Auflösung von Geschichte in Geschichten, für das Insistieren auf der Möglichkeit und Notwendigkeit von Zusammenhangserkenntnis, wenngleich immer nur selektiv und aus wechselnden Perspektiven, von denen es immer mehrere gibt, aber doch mit dem Interesse an Verknüpfung als Basis von Verständigung;
- für die Beibehaltung von „Gesellschaft“ als Zentralbegriff gegen den konkurrierenden Begriff der „Kultur“.

Wohlgemerkt, dabei geht es nicht um den Zweifel am Recht der Kulturgeschichte als Geschichte einer Dimension der historischen Wirklichkeit; im Gegenteil, diese sollte auch im Rahmen der Historischen Sozialwissenschaft stärker als bisher behandelt werden. Es geht vielmehr um die Frage, ob der historische Gesamtzusammenhang eher als Gesellschaft oder eher als Kultur gefaßt werden kann. Mir scheint dafür Gesellschaft besser geeignet, denn damit lenkt man den Blick auf Kohärenz und Konflikt, während dem Kulturbegriff, in Verknüpfung mit Identität, leicht integrationistische Assoziationen eigen sind. Der Gesellschaftsbegriff gibt auch eher die Frage nach solchen Ressourcen, Ungleichheiten und Machtverhältnissen frei, die in der Zeit kommunikativ nicht manifest, symbolisch nicht verstärkt und den zeitgenössischen Akteuren möglicherweise nicht präsent waren, während der Kulturbegriff den Blick, verkürzend und oftmals schmeichelnd, auf jene Bereiche der Wirklichkeit lenkt, die den Akteuren als Gegenstand der Kommunikation und als Ort symbolischer Repräsentation gegenwärtig waren.

Auch als Historische Sozialwissenschaft hat die Geschichtswissenschaft ihre disziplinäre Eigenständigkeit bewahrt, aus guten, hier nicht zu diskutierenden Gründen. Die sozialwis-

senschaftliche Orientierung war überdies immer nur die Sache einer Minderheit von Historikern. Das ist verständlich. Doch mit dieser Einschränkung hat die Öffnung zu den Sozialwissenschaften für die Geschichtswissenschaft einen Zuwachs an Erklärungskraft gebracht. Der sollte nicht wieder verlorengehen.

Andererseits steht Veränderung an und ist auch dem Weg, zum einen aufgrund der Dynamik im Innern der Historischen Sozialwissenschaft selbst, zum andern aufgrund von Herausforderungen und Angeboten von außen. Selbstkritik ist notwendig, seit langer Zeit üblich und weiter im Gang, so am anfänglich zu starken Übergewicht sozialökonomischer Erklärungsmuster, an der einstmals sehr starken Strukturlastigkeit wie auch an der oftmals leserunfreundlichen Abstraktheit und Technizität vieler Darstellungen.

Neue Dimensionen, vor allem kulturgeschichtliche Fragen und Themen, sind entdeckt und inkorporiert worden, dies im Grunde sehr früh und aus eigener Initiative: am Beispiel der Arbeiterkultur schon in der zweiten Hälfte der 1970er und in Form der Bürgertumsgeschichte seit den mittleren 1980er Jahren. Die Sozialgeschichte der Familie ist ein weiteres Beispiel für die Erweiterung und Veränderung der Historischen Sozialwissenschaft aus eigener Kraft. Dagegen haben geschlechtergeschichtliche Fragen und Themen nur allmählich innerhalb der Historischen Sozialwissenschaft Platz gefunden, und zwar als Antwort auf Herausforderungen und Kritik seitens der Frauen- und Geschlechtergeschichte, die sich eigenständig entwickelte. Zu stark war offenbar die Orientierung an sozialökonomisch definierten Klassen und Schichten, zu männlich wohl auch das soziale und intellektuelle Milieu, aus dem Historische Sozialwissenschaft entstand und geprägt wurde. Erst in der Rückschau wird so etwas deutlich. Derzeit ist ein Prozeß rascher Öffnung zu beobachten, getragen durch jüngere Historiker und Historikerinnen, die sich der neuen Kulturgeschichte, der Sozial- und Kulturanthropologie, der Ge-

schichte der Bilder, Stereotypen und Emotionen weit öffnen, um nur einzelne Bereiche exemplarisch zu nennen. Das Interesse an den historischen Akteuren nimmt auch in der Historischen Sozialwissenschaft zu, dichte Beschreibungen und narrative Exkurse ergänzen zunehmend die begriffs- und theoriegeleitete Darstellungsform, die Komplexität nimmt weiter zu; obwohl manches andere ganz an den Rand tritt, ja geradezu verschwindet, was früher viel Aufmerksamkeit fand, so die Geschichte der Aufstiegs- und Abstiegsmobilität und überhaupt die hierzulande sehr unpopulär gewordene Quantifizierung. Die Außengrenzen dessen, was Historische Sozialwissenschaft genannt wird, waren nie scharf gezogen. Nun verflüssigen sie sich noch mehr. Falsch, kontraproduktiv und wirkungslos wäre es, definitiv Grenzmarken setzen zu wollen. Daran besteht kein Interesse. Eher beobachtend und rückblickend wird man sehen, was als Grundbestand bleibt und von anderen Richtungen unterscheidet. Der Reiz zur Veränderung ist groß. Historische Sozialwissenschaft war immer in Bewegung. Das setzt sich fort. Es besteht kein Grund, sie als überstabil und orthodox zu kritisieren.

Überdies steht eine theoretische Neudiskussion an, die lange vernachlässigt wurde, nachdem sie in den 70er Jahren - man denke an den Bad Homburger Arbeitskreis „Theorie der Geschichte“ - Hochkonjunktur hatte. Dafür interessieren sich nun auch Jüngere in eigenständiger, oft sehr traditionskritischer Weise, Thomas Mergel in Bochum und Thomas Welskopp in Berlin, aber auch seit längerem schon Martina Kessel, Christoph Conrad und - wiederum anders - Ute Daniel. Andere wären zu nennen. Die treibende Kraft kommt derzeit aus der meist sympathisierenden Auseinandersetzung mit der neuen Kulturgeschichte. Die Dichotomisierung von Gesellschaft und Kultur“, von Struktur und Handlung zu überwinden, gilt als wichtigstes Ziel. Unter den Anregern aus der Soziologie spielen klassisch Weber und Simmel sowie aktuell Bourdieu und Giddens die größte Rolle, wie es scheint. Postmoderne Ange-

bote und Herausforderungen wirken ein. Bedenkt man, wodurch frühere Theoriedebatten Energie und Brisanz gewannen, dann kann man nur hoffen, daß endlich der Frage nach den gesellschaftlichen, kulturellen und - in weitestem Sinn - politischen Funktionen der Geschichtswissenschaft wieder mehr Gewicht eingeräumt wird, also der Frage nach der Relevanz von Geschichtswissenschaft in praktischer Hinsicht. Vielleicht gehen von der kürzlich vehement erneuerten Kritik an der problematischen Rolle des Faches - oder doch zahlreicher seiner Vertreter - im Nationalsozialismus demnächst neue Anstöße zur theoretischen Debatte über Eigenart und Funktion, Bedeutung und Ohnmacht der Geschichtswissenschaft aus.

Abschließend sei auf zwei Desiderata verwiesen, die mir besonders dringlich erscheinen. Von ihrer Entstehung her ist die Historische Sozialwissenschaft vor allem nach innen gerichtet. Ihr Zentralbegriff ist die Gesellschaft. Deren Geschichte zu erforschen, ist ihr Ziel. Sehr häufig konzentrieren sich historisch-sozialwissenschaftliche Forschungen und Darstellungen auf die Moderne und akzeptieren dabei den nationalstaatlichen Rahmen zur Konstitution ihrer Untersuchungsgegenstände. Doch unsere Gegenwart ist durch intensive Prozesse der Internationalisierung geprägt, wirtschaftlich, kulturell, z. T. auch politisch und sicherlich sozial. Sollte dies nicht Rückwirkung auf die leitenden Fragen und Begriffe der Historischen Sozialwissenschaft haben? Wie löst sie dieses Problem? Der Historische Vergleich, meist zwischen nationalstaatlich verfassten Gesellschaften oder ihren Teilen, hat in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen. Er hilft mit, den Blick international zu weiten. Doch geht es um mehr, nämlich um die übernationalen Verflechtungen der Geschichte, um gegenseitige Beeinflussung und Durchdringung, um die innere Verknüpfung zwischen lokalen Erscheinungen und globalen Zusammenhängen. Die Internationalisierung der historischen Sozialwissenschaft steht für die Zukunft an.

Zu den großen Verlierern der letzten beiden Jahrzehnte gehört die Wirtschaftsgeschichte. Die in den 60er und 70er Jahren florierende Hoffnung, in der Ökonomie den Schlüssel zur Einsicht in die allgemeine Geschichte zu finden, ist vorbei. Sozialökonomische Erklärungsmuster haben zusammen mit dem Marxismus an Stellenwert verloren. Während die Wirtschaftswissenschaftler jedenfalls in Deutschland die Geschichte, und damit die Wirtschaftsgeschichte, noch nicht wieder entdeckt haben (das mag bald geschehen), haben die Allgemeinhistoriker viel von ihrem früheren Interesse an der Wirtschaftsgeschichte verloren. Der kulturalistische Zeitgeist macht sich bemerkbar. Die Sozialgeschichte hat ihre einstmals enge Verbindung zur Wirtschaftsgeschichte gelockert, vor allem ihre jüngeren Vertreter docken lieber an der Kulturgeschichte an. Natürlich gibt es Ausnahmen, doch dies ist der Trend, der durchaus irritierende Befund. Denn während die Macht der Ökonomie fast täglich in rasanten Veränderungen des Lebens - Globalisierungsfolgen, dritte industrielle Revolution - und in verbreiteten Krisenerscheinungen - Massenarbeitslosigkeit - zu erfahren ist, wendet sich die Geschichtswissenschaft und mit ihr die Sozialgeschichte vor allem der Erforschung und Darstellung von Kulturphänomenen zu. Insofern ist eine Grundorientierung der gegenwärtigen Geschichtswissenschaft nicht auf der Höhe der Zeit.

Wie ist Abhilfe zu schaffen? Die enge Verknüpfung von Sozialgeschichte und Wirtschaftsgeschichte war lange ein Markenzeichen der Historischen Sozialwissenschaft. Sicherlich wäre es naiv, langweilig und chancenlos, für die Rückkehr zu älteren Formen der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte zu plädieren. Die künftige Wirtschaftsgeschichte wird die neuen Anstöße aus der Kulturgeschichte, aus dem Konstruktivismus und aus der neuen Aufmerksamkeit für die handelnden Subjekte aufnehmen müssen. Es mag interessant sein, die Geschichte des Kapitalismus, der Industrialisierung und des Übergangs zur postindustriellen Gesellschaft stärker handlungsgeschichtlich

darzustellen, etwa auf Unternehmen und Unternehmer besonders zu achten, Produktions- und Konsumgeschichte zu verknüpfen und der Geschichte der Arbeit und des Wissens besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Vieles ist denkbar, aber hier nicht auszuführen. Jedenfalls zeichnet sich die Restituierung der Wirtschaftsgeschichte - nicht als Spezial-Subdisziplin, denn als solche existiert und floriert sie ja auch heute, sondern als tragender Teil einer als Historische Sozialwissenschaft verstandenen Allgemeingeschichte - als lohnende zukünftige Aufgabe ab.

